

getheilt haben wird, als die Verdauungs- und Athmungs-
werkzeuge es ihnen an anderen Stellen zuzuführen vermögen.

Die Kupferschmiede haben ihr ganzes Leben hindurch
mehr oder weniger grüne Haare. Stellen an einer Wand,
die täglich von dem Urin derselben benetzt werden, z. B.
getünchte Mauern, nehmen eine merkliche grüne Farbe
an, woraus hervorgeht, dass Kupfer selbst bei Gegenwart
einer ansehnlichen Menge im Körper, doch mit der Ge-
sundheit unsrer Organe verträglich ist; ferner dass dieses
Mittel vornehmlich durch die Nieren wieder entfernt wird,
und die Knochen sich dadurch färben.

Das Kupfer wird unstreitig grösstentheils als durch
die Säuren des Magens gelöst, in den Körper aufgenom-
men, weshalb es sehr giftig wirken müsste, und doch ist
es nicht der Fall. Kupferkoliken kommen nicht häufig
vor und sind leicht. Die Kupferarbeiter erreichen, wie
gesagt, oft ein hohes Alter.

Aus dem Mitgetheilten kann die Lehre gezogen wer-
den, dass man bei gerichtlich chemischen Untersuchungen
auf Kupfer erst fragen muss, ob der Vergiftete auch ein
Kupferschmied war, oder das Kupfer bei Lebzeiten kalt
bearbeitete. (*Annales d'hygiène publique* und *Journal de
Pharmacie d'Anvers. Juillet 1847.*) *du Ménil.*

Eine Vergiftung durch Camphor.

Im *British American Journal of medic.* wird einer
Vergiftung durch Camphor gedacht, die um so merkwür-
diger ist, als sie selten vorkommt. Es ging damit folgen-
dermaassen zu. Ein 20jähriger Mann besucht einen beim
Zerschlagen von Camphorbroden begriffenen Droguisten,
und findet Gefallen daran, eine ziemliche Menge der abfal-
lenden Körner nach und nach zu verschlucken. Aber bald
darauf fühlt er ein starkes Kopfweg. Ohne jedoch an die
Ursache desselben zu denken, begiebt er sich höchst ver-
gnügt auf die Strasse, begegnet einem Freund, bietet ihm
eine Partie Whist an, und findet sich auf dem Wege nach
Haus noch sehr leicht, doch als er sich gesetzt hatte,
erkannte man etwas Seltsames in seinen Geberden. Plötz-
lich ging er aus dem Zimmer in die Kammer, kam tanzend
und nackend wieder heraus und versuchte es dann, aus
dem Fenster zu springen. Ein herbeigerufener Arzt fand
ihn bis zur Raserei aufgeregt, jedoch bei kleinem Puls
(bis zu 180 Schlägen in der Minute), die Conjunctiva ein-
gefallen, die Pupillen wenig erweitert und gegen die Ein-
wirkung des Lichtes fast unempfindlich, das Gesicht blass

und verzerrt, das Athemholen beschleunigt und von Zeit zu Zeit ausserordentlich thätig, häufiges Harnlassen mit einigem Schmerz beim Durchgang des Urins neben dem spermatischen Canal, klaren Urin, aber wie der Schweiß, deutlich nach Camphor riechend, ein zäher Schweiß bedeckte den ganzen Körper. Man gab ihm Opiatwein, alle Viertelstunde ein Quentchen. Nach der dritten Gabe wurde er übel und brach, ausser dem Mageninhalt, kleine Stücke von Camphor aus. Nach dem Brechen neigte er sich zum Schlafen hin, was man aber zu verhindern suchte, weil der Puls sehr klein und das Athemholen beengt war. Man fuhr fort, ihm Opiatwein zu reichen, alle 20 Minuten einen halben Scrupel, worauf der Puls bald voller und häufiger, auch das Athemholen leichter wurde. Der Kranke verfiel in einen tiefen Schlaf von drei Stunden, aus welchem er jedoch von Zeit zu Zeit, stets mehr erquickt, wieder erwachte. Von dem, was vorgefallen war, hatte er nur eine verworrene Erinnerung behalten, weshalb er fragte, auf welche Weise er in den gegenwärtigen Zustand gerathen sei. Der Anwendung des Opiums ungeachtet, blieb wenig Betäubung bei ihm zurück, aber sein Magen und seine Blase zeigten sich einige Tage hindurch sehr reizbar. Ferner nahm ihm der Wein, obgleich er sonst einigermassen daran gewöhnt war, den Kopf ein. Der Kranke beschrieb die Wirkung des Camphors als sogleich erheiternd und später als erschlaffend. (*Journal de Pharmacie d'Anvers. Septembre 1817.*) du Ménil.

Bienen als Arzneimittel.

Gordon hatte Gelegenheit ein eigenthümliches Arzneimittel in den Vereinigten Staaten kennen zu lernen. Es besteht in einem Bienenhee. Man zerreibt 40—60 Stück Bienen mit wenig Wasser zu Brei, giesst $\frac{1}{4}$ Litr. kochendes Wasser darauf und bedeckt das Gefäss sorgfältig. Nach 20 Minuten des Ausziehens sieht man durch und lässt die klare Flüssigkeit sogleich einnehmen. So lange der Thee warm ist, hat er den Geruch, den gereizte Bienen verbreiten. Beim Erkalten, namentlich wenn das Gefäss offen bleibt, verschwindet dieser Geruch und zugleich die Wirksamkeit des Thees. Das Mittel wird gegen Strangurie angewandt, die es nach 2—5 Minuten mit dem grössten Erfolge hebt. Es ist wahrscheinlich, dass das Gift der Bienen der wirksame Stoff ist. (*Journ. de Chim. méd. 3 Ser. T. 3. — Pharm. Centrbl. 1817. No. 55.*) B.